

## »Wunderbare Fügung« Heinrich Zimmer als Nachlassverwalter Hofmannsthals

Die erste überlieferte Erwähnung des Heidelberger Indologen Heinrich Zimmer im Dunstkreis der Hofmannsthals ist wohl ein Brief der 25-jährigen Christiane von Hofmannsthal an ihren Freund Thankmar von Münchhausen vom 4. Dezember 1927:

Ich bin sehr gerne in Hbg, bin der Liebling meiner Lehrer und so brav, old boy, Du kannst Dirs nicht vorstellen, lerne außerdem Sanskrit weil ich einen Flirt mit dem Indologen habe, (sans conséquences)[.]<sup>1</sup>

Heinrich Zimmer (1890–1943), Sohn eines Professors für Indogermanische Sprachwissenschaft und Sanskrit, hatte in Berlin Germanistik, vergleichende Sprachwissenschaften und Sanskrit studiert und war in Heidelberg zunächst Privatdozent und ab 1926 außerordentlicher Professor für Indologie. Schon 1924, noch in Unkenntnis der künftigen Verwandtschaft, hatte er einen Aufsatz über Hofmannsthals »Weißen Fächer« geschrieben, den er später spöttisch als »recht findefroh-spießig, aber arglos gemeint« bezeichnete.<sup>2</sup> Als Vertreter einer kulturwissenschaftlichen, über den Tellerrand der Sprachwissenschaft hinausschauenden Ausrichtung seines Fachs hatte er es schwer, in der positivistischen Hochschullandschaft der Indologie einen Lehrstuhl zu erhalten,<sup>3</sup> pflegte aber viele wissenschaftliche Kontakte mit Vertretern anderer Fächer, so auch mit Carl Gustav Jung und dem Kreis um die ERANOS-Tagungen in Ascona.

Zunächst soll kurz Heinrich Zimmers Aufnahme in die Familie Hofmannsthal und besonders das Verhältnis des Schwiegervaters zu seinem künftigen Nachlassverwalter skizziert werden.

\* Dieser Beitrag und der folgende von Katharina Geiser basieren auf Vorträgen zu Heinrich Zimmer auf der Heidelberger Hofmannsthal-Tagung 2017.

<sup>1</sup> B Christiane, S. 114.

<sup>2</sup> Heinrich Zimmer, Von einem weißen Fächer. Ein Beitrag zum Problem der unbewußten Entlehnung. In: Deutsche Rundschau 50, 1924, S. 295–309. Wiederabgedruckt in HB 25 (1982), S. 44–65. Zimmers Bemerkung im Brief an Steiner vom 10. September 1930, Deutsches Literaturarchiv, Marbach (DLA), A:Steiner 74.4896/3.

<sup>3</sup> Vgl. den Brief von Hans Heinrich Schaefer an Hofmannsthal vom 19. Juni 1928. In: Hirsch, S. 506.

Bereits drei Monate nach der ersten Erwähnung, am 8. März, schreibt Christiane von Hofmannsthal:

Ich glaub nämlich, daß ich den richtigen Mann gefunden habe und heiraten werde, und zwar meinen Indologen. Wenn ich das so niederschreibe kommt es mir so unwahrscheinlich vor, daß ich das Gefühl hab, es handelt sich gar nicht um mich selber, aber ich glaube es ist wahr. Es hat sich eben einfach fabelhaft richtig entwickelt, so wie das eben scheinbar ist, wenn alles stimmt und wir sind beide überzeugt, daß es gut ausgehen wird [...] ich bin zum ersten Mal zuversichtlich. Es ist zu sonderbar, er findet alles richtig bei mir, z.b. daß ich schon Freunde gehabt habe findet er herrlich, ohne dem hätte er mich garnicht wollen, daß ich jüdisches Blut habe findet er ebenfalls ausgezeichnet, etc. etc. Außerdem ist er bereit seine Pullovers auszuziehen, Hemdkrägen zu machen, etc. etc. – Vor dem Winter wird sich äußerlich nichts ändern, und Professur hat er ja allerdings auch keine [...]. Du wirst staunen, daß es jemanden gibt, der so gutartig so lebendig und unterhaltend, und so ordentlich ist [...]. Sehr erleichternd ist daß der Papa von ihm ausgesprochen entzückt war (damals war noch garnichts.) und umgekehrt desgleichen. Außerdem kann er alles vom Papa auswendig. Er ist 37 und eher jugendlich dafür. Sieht komisch aber auch bedeutend aus [...].<sup>4</sup>

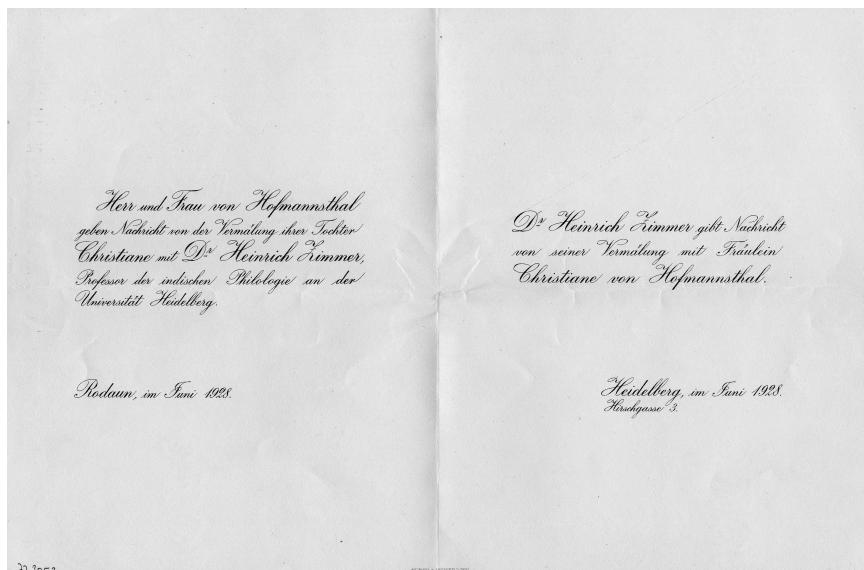


Abb. 1: Vermählungsanzeige (DLA, A:Schnitzler)

<sup>4</sup> B Christiane, S. 116f.

Alle späteren Briefe zeugen von Christianes Eheglück:

Ich bin weiter ebenso begeistert von der Ehe wie bisher [...]. Die Ehe wird übrigens immer schöner, ich kann Dir nur dringend raten [...]. Äuferes Leben sonst ziemlich ereignislos, aber herrlich ruhig und dabei munter und angeregt, der Indo unheimlich fleißig, aber doch immer vorhanden, also alles ideal.<sup>5</sup>

Der Papa war wirklich entzückt von Christianes Indo. Er konnte die Freude über diesen Schwiegersohn gar nicht genug allen Bekannten gegenüber zum Ausdruck bringen. Vor der Hochzeit am 10. Juli 1928 schreibt er an Arthur Schnitzler:

Über Christianes Vermählung freuen wir uns sehr. Sie hat ein besonders liebenswertes Wesen, einen sehr schönen loyalen Charakter, viel Verstand, aber einen menschlichen keinen frauenshaften [...]. Ich lernte ihn diesen Winter in Heidelberg kennen, und ich muß sagen, er gefiel mir sehr. Alles was er sagte, und wie er es sagte, war mir gleich sympathisch. Dabei streifte mich nicht einmal der Gedanke daß die zwischen ihm und Christiane bestehende muntere gesprächige Freundschaft je zu etwas anderem führen könnte, als eben zu Freundschaft.<sup>6</sup>

Nach der Hochzeit klingen Hofmannsthals Urteile über Zimmer noch enthusiastischer. An Carl Jacob Burckhardt, dessen Eheschließung er kurz zuvor begrüßt und gutgeheißen hatte, schreibt er am 11. August 1928:

Christiane und ihr Mann sind nun seit zwei Wochen unsere Hausgenossen, und es ist nicht zu sagen, in welcher angenehmen und leichten Weise sich dies vollzieht. Es gehört zu seinen größten Qualitäten, daß er unverlegen, unbeschwert von sich selber, unbeschäftigt mit sich selber ist wie selten ein Mensch. Überhaupt bin ich noch durchaus nicht am Ende mit der Entdeckung des Guten in ihm, und werde es auch so bald nicht sein.<sup>7</sup>

Diese freudige Einstellung gegenüber dem neuen Familienmitglied hielt an, das bezeugen auch die späteren Briefe Hofmannsthals. So an Yella Oppenheimer am 23. September:

<sup>5</sup> Ebd., S. 122 (11. September 1928) und S. 123 (Sylvester).

<sup>6</sup> BW Schnitzler, S. 309.

<sup>7</sup> BW Burckhardt (1991), S. 279.

Christiane ist mit ihrem Mann hier. Sie erwartet ein Kind und ist glücklich und zufrieden. Beide Wörter bezeichnen nicht einerlei, darum hat die Weisheit der Sprache sie verbunden. Auf sie aber treffen beide zu, und dazu ist alle Ursache. Das Wesen des Mannes, den sie zu finden das Glück hatte, flößt ein unbegrenztes Vertrauen ein, ihr wohl – sie braucht es nicht auszusprechen – ganz so wie mir. Dazu hat er eine für das Zusammensein besonders glückliche Wesensbeschaffenheit: eine unverlegene, nie beenkte noch beschwerte, auf einem schönen Selbstgefühl ruhende, heitere Bescheidenheit.<sup>8</sup>

Schließlich an Rudolf Alexander Schröder am 22. Oktober 1928:

Christiane ist noch bei uns, mit ihrem Mann. Das ist ein vortrefflicher Mensch, und als eine wunderbare Fügung muß ich es ansehen, daß dieses ernste gute Kind einen solchen Mann gefunden hat, und einen Deutschen, und sich nun mit dem deutschen Leben so völlig vereinigt.<sup>9</sup>

Im Folgenden soll von der »wunderbaren Fügung« die Rede sein, die dieser Schwiegersohn nicht nur für Christiane, sondern auch für Hofmannsthal selbst, das heißt für sein postumes Nachleben, bedeutete.<sup>10</sup> Nach Hofmannsthals Tod wurde Heinrich Zimmer zu seinem Nachlassverwalter und verantwortete maßgebend die Nachlasseditionen der 1930er Jahre. Dabei trat er nie als Herausgeber in Erscheinung, nirgends taucht sein Name auf, das wollte er explizit nicht: »[S]o wenig ich aber als Herausgeber des Nachlasses figuriere, möchte ich je über H. was schreiben«, teilt er der Heidelberger Romanistin Eva Mertens mit.<sup>11</sup> Viele Briefzeugnisse belegen aber, wie sehr sich Zimmer für den Nachlass seines Schwiegervaters einsetzte, so die Briefwechsel mit Herbert Steiner, Richard Alewyn, Max Kommerell, Eva Mertens und Max Mell. Und dies nebenbei, in Zwi-

<sup>8</sup> HJb 8, 2000, S. 143.

<sup>9</sup> Hofmannsthal an Schröder, 22. Oktober 1928. In: HB 25 (1982), S. 19. In Hofmannsthals Bibliothek befindet sich ein Buch Zimmers: Karman. Ein buddhistischer Legendenkranz. Übersetzt und hg. von Heinrich Zimmer. München: Bruckmann 1925 (unaufgeschnitten), s. SW XL, S. 391, Nr. 1554.

<sup>10</sup> Zu Zimmers Editionstätigkeit liegt wenig Literatur vor. Neben den hier erwähnten, verstreut publizierten Briefen und Kommentaren s. auch die Darstellung bei Christoph König, Hofmannsthal. Ein moderner Dichter unter den Philologen. Göttingen 2001, S. 384–416 (»Anfänge der Forschung«); Michael Wöll, Hugo von Hofmannsthals Komödie »Der Schwierige« – Werkanalyse in der Geschichte der Interpretationen. Göttingen 2019 (in Vorbereitung).

<sup>11</sup> »Das Vorläufige, das das Notwendige ist...« Zur Publikationsgeschichte von Hofmannsthals postumem Prosaband »Die Berührung der Sphären«. Dokumente von Hugo von Hofmannsthal, Heinrich Zimmer und Eva Mertens. Mitgeteilt von Werner Volke. In: HB 33 (1986), S. 26–46, hier an Mertens, S. 38.

schenpausen neben seinem Beruf als Universitätslehrer der Indologie in Heidelberg, zusätzlich zu Unterrichtsverpflichtungen und zu einer reichen eigenen Vortrags- und Schreibtätigkeit. Es ist eine beeindruckende dienende Auffassung der Philologie, mit der Zimmer nicht nur die Edition der Bände betreute und die Verlagsverhandlungen übernahm, sondern auch für deren Bekanntwerden sorgte, indem er uneigennützig die Materialien und Ideen den jeweiligen möglichen Interpreten und Rezessenten, wie Alewyn, Kommerell und Mertens, zur Verfügung stellte.

Ich möchte diese Editionstätigkeit Zimmers unter fünf Gesichtspunkten betrachten:

1. Konkurrenz: Deutungs- und Editionshoheit von Hofmannsthals Werk (Schröder, Borchardt, Brecht, Mell)
2. Quantität: Zimmers Nachlasseditionen (S. Fischer Verlag, Steiner/ Bodmer: »Corona«)
3. Qualität: Zimmers Editionsbedingungen und -prinzipien (»Die Berührung der Sphären«, »Nachlese der Gedichte«; Steiner, Suhrkamp, Mell)
4. Neue Bündnisse: Zimmers interpretatorische und publizistische Bemühungen (Alewyn, Mertens, Kommerell)
5. Zeitgeschichte: Hofmannsthal im »Dritten Reich« (Reichsschrifttumskammer, Bermann-Fischer Verlag, Bondi Verlag)

## I. Konkurrenz

### Deutungs- und Editionshoheit von Hofmannsthals Werk

(Schröder, Borchardt, Brecht, Mell)

Es überrascht, wie früh die Familie mit der Sichtung des Nachlasses begann. Wie Rudolf Borchardt wiederholt in Briefen berichtet, begannen die Überlegungen auf seine Initiative hin noch »[a]m Nachmittag des Leichenbegängnisses, in der Meinung, in die frisch gefurchte Erde säen zu sollen«.<sup>12</sup> Und bereits am 24. Juli 1929, also eine gute Woche nach

<sup>12</sup> Borchardt an unbekannt, 17. März 1936. In: BW Borchardt Kommentar, S. 693, und Rudolf Borchardt, Briefe 1936–1945. Hg. von Gerhard Schuster und Hans Zimmermann. Bearb. von G.S. München 2002, S. 234. Borchardt beschreibt diese erste Beratung auch im Brief an Konrad Burdach vom 3. September 1929. In: BW Borchardt Kommentar, S. 594, und Rudolf Borchardt, Briefe 1924–1930. Hg. von Gerhard Schuster. München 1995, S. 334f.

Hofmannsthals Tod, teilt Christiane Zimmer Rudolf Alexander Schröder »Erwägungen betreffs unserer Editionspläne« mit und denkt über eine neue Gesamtausgabe nach.<sup>13</sup> Aber das Ideal »einer abschließenden, chronologisch geordneten, den Nachlaß voll verwertenden« Gesamtausgabe konnte nur ein Fernziel sein, angesichts des vorerst völlig unübersichtlichen Nachlasschaos: »Es sind Berge von Notizen, viel Stoff zu Mosaikarbeit, aber verhältnismäßig Weniges, was als Teil oder Torso glatt herauskann.«<sup>14</sup> Und Zimmer an Herbert Steiner: »Der Nachlaß besteht aus 60 Paketen oder Mappen, z.T. sehr umfanglichen, inhaltsreichen«.<sup>15</sup>

Ebenfalls noch im Sterbemonat werden die Freunde um die Rücksendung der Briefe Hofmannsthals zu Veröffentlichungszwecken gebeten. Das wurde zum Teil mit Befremden aufgenommen, wie die Reaktion Carl Jacob Burckhardts vom 6. August 1929 zeigt: »Christiane schreibt mir schon wegen der Briefe ihres Vaters in meinem Besitz. Es erschreckt mich diese Eile.«<sup>16</sup>

Gerty von Hofmannsthal war die Erbin des Nachlasses. Aber sie war auf Hilfe angewiesen. Die Freunde fühlten sich – aufgrund ihrer älteren Bekanntschaft mit Hofmannsthal – dem erst 1928 eingehiratenen Zimmer überlegen und berufen, mitzumischen, die Witwe zu beraten und zu bedrängen. Und das nicht in harmonischem Miteinander, sondern oft in gegenstrebigen Absichten. Ein fast hektisches Briefeschreiben setzte im Sommer und Herbst 1929 um die Diskurshoheit über den Verstorbenen ein, Horizonte wurden abgesteckt, Mitarbeiter erwogen oder abgewiesen, Pläne entworfen und verworfen. Zimmer befürchtete, dieser Konkurrenzstreit könne »unweigerlich zu schwer tragbaren Spannungen innerhalb Hugo's Freundeskreise führen«.<sup>17</sup> Später bemerkte er Richard Alewyn gegenüber: »Alle Freunde H.v.Hs. sind aufeinander eifersüchtig, weil jeder ihn im Geiste ganz besitzen will«.<sup>18</sup>

<sup>13</sup> Christiane Zimmer an Schröder, 24. Juli 1929, DLA, A:Schröder 1999.0012.

<sup>14</sup> Christiane Zimmer an Schröder, 2. August 1929, DLA, A:Schröder 1999.0012.

<sup>15</sup> Zimmer an Herbert Steiner, 15. Februar 1932, DLA, A:Steiner 74.4898/3.

<sup>16</sup> Carl Jacob Burckhardt, Briefe 1919–1969. Neue Schweizer Bibliothek. Lizenzausgabe der »Gesammelten Werke«, Bern 1971, Bd. 6, S. 244. Auch Hermann Bahr antwortet bereits am 6. August 1929 auf die Bitte um Briefe. In: BW Bahr, S. 429.

<sup>17</sup> Zimmer an Walther Brecht, 12. Januar 1930. Der Brief ist gekürzt abgedruckt in BW Borchardt Kommentar, S. 604f.

<sup>18</sup> Zimmer an Alewyn, nach 7. Dezember 1935. In: Heidelberg 1933: Zu den Anfängen der Hofmannsthalforschung. Briefe Heinrich Zimmers an Richard Alewyn. Hg. von Michael Woll. In: Geschichte der Germanistik 37/38, 2010, S. 110–137, hier S. 130.

Allen voran war es Rudolf Borchardt, der in der »Rolle des Gralshüters«<sup>19</sup> die Editionspläne der Familie als vorschnelle, dem Rang Hofmannsthals nicht gerecht werdende Provisorien missbilligte. Er selbst hatte großangelegte Pläne für die Zukunft angeregt. Ein »autonomer Verband« aus fast allen Freunden und Bekannten Hofmannsthals sollte gebildet werden, um die Statuten einer Hofmannsthal-Gesellschaft zu entwerfen, aus deren Mitte dann ein Herausgeberremium im Hinblick auf eine neue kritische Gesamtausgabe den gesamten Nachlass edieren sollte. Eine »Studiencentrale«, ein »Organ für Mitteilungen« und »die Bestallung eines wissenschaftlich vorgebildeten Sekretärs« waren vorgesehen.<sup>20</sup> Borchardts Vorschläge entsprachen in der Grundkonzeption genau der Kombination von Kritischer Ausgabe und Gesellschaft, wie sie dann Ende der 1960er Jahre tatsächlich realisiert werden sollte, allerdings in einer von vornherein unrealistischen Größendimension, die finanzielle Kosten und einen pragmatischen Zeithorizont nicht berücksichtigte. Zudem hätte die aufwendige Konstruktion langwierige Entscheidungsprozesse erfordert und der Familie die Handlungsbefugnis aus der Hand genommen. Während man auf Familienseite die Vorschläge nicht ernstlich in Betracht zog – »der gute Borchardt wird schon von selbst wieder ablaufen wie ein Uhrwerk«, schreibt Christiane an Schröder –<sup>21</sup> schien Borchardt nach eigenem Bekunden überzeugt, einen Konsens im Sinne seiner Vorstellungen erzielt zu haben.<sup>22</sup> Bei einem Münchener Vortrag auf einer Trauerfeier zu Hofmannsthal am 6. Oktober 1929 versprach er der Öffentlichkeit das von ihm vorgeschlagene Prozedere: eine wissenschaftliche Gesamtaus-

<sup>19</sup> Schröder an Christiane Zimmer, 6. März 1930. In: BW Borchardt Kommentar, S. 616. Freilich täuschte sich Schröder mit seiner Annahme, man könne Borchardt leicht besänftigen: »Wenn Ihr ihm nun liebenvoll zeigt, dass dieser Gral in guter Hut bei Euch sei, so nehmt Ihr ihm allen Wind aus den Segeln.«

<sup>20</sup> Borchardt, Rodauner Protokoll vom 20. Juli 1929. In: BW Borchardt Kommentar, S. 570; ebenso an Konrad Burdach, 3. September 1929, ebd., S. 594, und Borchardt, Briefe 1924–1930 (wie Anm. 12), S. 334f.

<sup>21</sup> Christiane Zimmer an Schröder, 25. Juli 1929, DLA, A:Schröder 1999.0012.

<sup>22</sup> Borchardt an unbekannt, 17. März 1936. In: BW Borchardt Kommentar, S. 693, und Borchardt, Briefe 1936–1945 (wie Anm. 12), S. 234f.: »Bald musste ich erkennen, dass man mir nicht widersprochen hatte, weil man ohnehin bereits genau wusste, was man thun wollte, und die Zusage, die man ja doch sofort zurückzuziehen beabsichtigte, lächelnd geben konnte. Mich selber sah ich bald darauf in einen so ignoblen Knoten menschlicher Erbärmlichkeiten, verletzter Eitelkeiten, des Neides, der Rachsucht verstrickt, deren Fratzen auf das Verschwinden jener schönen Mienen [Hofmannsthals] gewartet zu haben schienen, um ihre Gräulichkeit und niedere Art ohne Masken zu zeigen [...].«

gabe und die Gründung einer Hofmannsthal-Gesellschaft.<sup>23</sup> Später versuchte er dies auch bei Samuel Fischer beliebt zu machen. Die Familie beeilte sich, »Borchardts Indiscretion« bei Fischer zu dementieren,<sup>24</sup> und war, wie Christiane im Februar 1930 an Schröder schreibt, von seinem eigenmächtigen Handeln und seinen »hochfliegenden Plänen« »unangenehm überrascht«, musste aber auch den getreuen, mit Rat und Tat zur Seite stehenden Schröder zurechtweisen: »[W]ir erfuhren dass Du separat von Borchardt Deinerseits mit Fischer gesprochen hast«<sup>25</sup>. Mit Schröder war die Irritation schnell behoben, mit Borchardt blieb die Verstimmung bestehen. Er fühlte sich von den Entscheidungsprozessen ausgeschlossen. An Nadler schrieb er enttäuscht, aber auch entlarvend im Hinblick auf die sich selbst zugeschriebene Machtstellung: »Die günstige Stunde ist versäumt, die Arbeit die ich mir mitreissend, frisch und diktatorisch, dh gleichzeitig gewaltig und kurz gedacht hatte, ist in den schwerfälligen Torpor >allmählicher Aufarbeitung< hinein bestattet [...].«<sup>26</sup>

Borchardt hatte schließlich für alle Editionsleistungen nur noch Verachtung übrig. Sie richtete sich auch gegen seinen Jugendfreund Walther Brecht (1876–1950), den er im Verbund mit den gegen ihn gerichteten Familienintrigen sah.

Tatsächlich intrigierte Brecht gegen Borchardt und wollte ihn nicht bei den für Oktober 1929 anberaumten Beratungen dabeihaben, »da

<sup>23</sup> Rudolf Borchardt hielt am 6. Oktober 1929 anlässlich einer Totenfeier im Residenztheater München eine Rede »Zu Hofmannsthals Gedächtnis«. Presseberichten zufolge stellte er darin eine Werkausgabe und die Gründung einer Hofmannsthal-Gesellschaft in Aussicht, offensichtlich mit so viel Überzeugung, dass sich bereits potenzielle Mitglieder meldeten (s. BW Borchardt Kommentar, S. 596–598). Auch in den Medien tauchte die Nachricht von einer bereits vollzogenen Gesellschaftsgründung auf. Vgl. dazu Anm. 4 in meinem Beitrag »Hofmannsthal 1968. Zur Gründung der Hofmannsthal-Gesellschaft vor 50 Jahren« in diesem Band.

<sup>24</sup> Zimmer an Brecht, 12. Januar 1930. In: BW Borchardt Kommentar, S. 604f.: »Borchardts Indiscretion (H. Gesellschaft und Gesamtausgabe) bei der Münchner Staatstheaterfeier hat ihn [Fischer] merklich erstaunt und verstimmt [...]. Wir liessen F. alsbald wissen, dass B. zu seiner Äusserung von uns nicht autorisiert sei und dass es uns fern läge, den von B. angekündigten grossen Apparat ins Leben zu rufen.«

<sup>25</sup> Christiane Zimmer an Schröder, 28. Februar 1930. In: BW Borchardt Kommentar, S. 614: »Die Mama traf auf der Rückreise nach Wien in München zufällig Borchardt, der ihr von seinen Verhandlungen mit Fischer erzählte. Wir waren unangenehm überrascht von dieser Nachricht, in der wir nur so eine neue Eigenmächtigkeit wie seinerzeit die Ankündigung der Gesellschaft im Münchner Hoftheater sehen konnten, und schrieben gleich an Fischer, um zu erfahren wie er Borchardts hochfliegende Pläne aufgenommen haben möchte, und um unsererseits das Mögliche zu retten.«

<sup>26</sup> Borchardt an Nadler, 29. Dezember 1929. In: BW Borchardt Kommentar, S. 602, und Borchardt, Briefe 1924–1930 (wie Anm. 12), S. 401.

es dann zu dreien zu schwierig würde«, wie er an Schröder schrieb, als hätte die Familie dabei nichts mitzureden.<sup>27</sup> Als Germanist und Freund Hofmannsthals sah er sich zum Nachlassherausgeber prädestiniert:

Es ergab sich in Rodaun ganz von selbst, daß ich und neben mir Zimmer, der von vielem H.ischen Kenntnis hat u. sich schon in den Nachlaß einzubohren begonnen hatte, die von der Sachlage gegebenen Nachlaßverwalter und -betreuer sind, und das wurde auch von Frau Gerty und R.A.S. spontan konstatiert.<sup>28</sup>

Die Familie war tatsächlich über seine Mithilfe zunächst »erfreut und erleichtert«: »[E]r ist der Beste und Einzige, der das machen kann.«<sup>29</sup> Bald kam es aber durch ein von Brecht veröffentlichtes Gespräch mit Hofmannsthal zum Dissens,<sup>30</sup> was dann im Kampf um die Deutungshoheit über Hofmannsthal zu einer kurzen Koalitionsbildung der zurückgewiesenen Brecht und Borchardt führte.<sup>31</sup> Walther Brecht verantwortete 1930 die »Ad me ipsum«-Edition, die mit ihrer Periodisierung der Schaffensphasen von Hofmannsthals Leben und Werk dann die Hofmannsthal-Forschung jahrzehntelang beeinflusste.<sup>32</sup> Zimmer sah in ihm den »berufenen Exegeten«,<sup>33</sup> bemängelte aber seinen Arbeitsrhythmus. An Richard Alewyn schreibt er 1936 im Rückblick, »daß Brecht gewisse moralische Rechte auf eine Herausgeberrolle sich suggeriert hatte, was man wohl schonen mußte, andererseits die dringende Gefahr bestand, er würde ewig auf goldenen Eiern brüten [...].«<sup>34</sup>

<sup>27</sup> Brecht an Schröder, 25. September 1929, zit. nach David Oels, »Denkmal der schönsten Gemeinschaft«. Rudolf Borchardt und der Germanist Walther Brecht. Mit unveröffentlichten Briefen und Dokumenten 1898–1950. Rotthalmünster 2007 (Titan. Mitteilungen des Rudolf Borchardt Archivs 11), S. 66.

<sup>28</sup> Brecht an Borchardt, 3. Dezember 1929, zit. nach ebd., S. 150.

<sup>29</sup> Christiane Zimmer an Schröder, 25. Juli 1929, DLA, A:Schröder 1999.0012.

<sup>30</sup> Gespräch mit Hofmannsthal, mitgeteilt von Prof. Dr. Walther Brecht, Universität München. In: Deutsche Allgemeine Zeitung, 25.12.1929. Eine kommentierte Bibliografie Brechts findet sich in BW W. Brecht, S. 184–194. Das Befremden der Familie darüber im Brief Zimmers an Brecht, 12. Januar 1930. In: BW Borchardt Kommentar, S. 605.

<sup>31</sup> Nur die Beschwichtigungen Schröders konnten diese neuen Verstimmungen einigermaßen bereinigen. Er beschrieb ausführlich die Koalitionsbildung von Brecht und Borchardt und berichtete, dass er »drei aufgeregten Leuten (den beiden B's und Sami [Fischer]) Beruhigungspulver verabreicht habe« (Schröder an Christiane Zimmer, 2. März 1930. In: BW Borchardt Kommentar, S. 616).

<sup>32</sup> Walther Brecht, Hugo von Hofmannsthals »Ad me ipsum« und seine Bedeutung. In: JbFDH 1930, S. 319–353. Vgl. dazu Oels, Denkmal (wie Anm. 27), S. 76.

<sup>33</sup> Zimmer an Steiner, 23. Januar 1931. In: HB 33 (1986), S. 33.

<sup>34</sup> Zimmer an Alewyn. In: Heidelberg 1933 (wie Anm. 18), ca. Februar 1936, S. 133.

Andere glaubten gleichfalls ein Wort mitreden zu dürfen, etwa Max Mell, von dem das Nachwort zum Band »Loris« stammt, das Zimmer »vollkommen gelungen, einzig an seinem Platz« fand.<sup>35</sup> Dazu kamen die Verlage, die um Publikationen konkurrierten, vor allem Samuel Fischer, mit dem seit 1923 ein Generalvertrag bestand,<sup>36</sup> aber auch der Insel Verlag, der noch im Dezember 1929 eine um Nachträge und ein Nachwort Schröders erweitertes »Buch der Freunde« herausgab; unautorisierte Drucke mussten bekämpft werden, schließlich rivalisierten die Herausgeber der Zeitschriften um Vorabdrucke aus den Nachlassbeständen, so die »Neue Rundschau« des S. Fischer Verlags und vor allem die von Herbert Steiner und Martin Bodmer herausgegebene neue Zeitschrift »Corona«, die um das »Andreas«-Fragment konkurrierten.<sup>37</sup> Kurz, es gab regelrechte Positionskämpfe, die Schröder drastisch so kennzeichnete: »dass um solchen Nachlass gekämpft werden würde, wie um den Leichnam des Patroklus war mir von vorneherein klar.«<sup>38</sup>

Die Familie – und das heißt Heinrich Zimmer als leitende Autorität – beschloss im März 1930 zweierlei: Einmal die Nachlassedition selbst zu übernehmen: »Wir wollen nicht den Nachlass in irgend einer Form aus der Hand geben, weil wir überzeugt sind, dass andere Menschen es nicht schneller und wahrscheinlich nicht besser machen würden«, so Christiane an Schröder.<sup>39</sup> Zum andern vorläufig die Idee einer Gesamtausgabe zurückzustellen<sup>40</sup> und stattdessen ganz pragmatisch aus dem immensen Nachlassgebirge an Heften, Umschlägen und Blättern, die heute in der 42-bändigen Kritischen Ausgabe vorliegen, einzelne Bände schnell zu edieren und auf den Markt zu bringen. Dies umso mehr, als sich Gesamtausgaben in der Wirtschaftskrise schlecht verkauften<sup>41</sup> und noch genügend Restexemplare der 1924, zum 50. Geburtstag Hofmannsthals, erschienenen sechsbändigen »Gesammelten Werke« vorhanden waren,

<sup>35</sup> Zimmer an Steiner, 18. Mai 1930, DLA, A:Steiner 74.4896/1, gedruckt in HB 25 (1982), S. 68.

<sup>36</sup> Christiane Zimmer an Schröder, 24. Juli 1929, DLA, A:Schröder 1999.0012.

<sup>37</sup> Zimmer an Schröder, 6. November 1929, eBd.

<sup>38</sup> Schröder an Borchardt, 19. Februar 1930. In: Rudolf Borchardt – Rudolf Alexander Schröder. Briefwechsel 1919–1945. Hg. von Gerhard Schuster und Hans Zimmermann. Bearb. von Elisabetta Abbondanza. München 2001, S. 215.

<sup>39</sup> Christiane Zimmer an Schröder, 5. März 1930, DLA, A:Schröder 1999.0012.

<sup>40</sup> Ebd.

<sup>41</sup> Zimmer an Brecht, 12. Januar 1930. In: BW Borchardt Kommentar, S. 605.

die dann 1934 in drei Bänden neu aufgelegt und um den »Turm« und die »Reitergeschichte« vermehrt wurden.<sup>42</sup>

Seine Strategie formulierte Zimmer später im Brief an Alewyn vom Februar 1936:

au jour le jour herauszubringen, was sich schicklich irgendwie drucken ließ, damit die Edition des Nachlasses nicht in immer ungünstigere Zeitläufte käme und das fragmentarische Bild des Dichters sich automatisch fixiere, indes es jetzt immer erneut zur Diskussion gestellt wird und Forscher wie Sie oder Krüger tatsächlich aus den Fragmenten für sich und Alle erstaunlich Neues und Schönes herausholen können.<sup>43</sup>

Wie recht er mit dem Hinweis auf »ungünstigere Zeitläufte« hatte, war zum Zeitpunkt des Briefes zwar evident, unmittelbar nach Hofmannsthals Tod aber noch nicht abzusehen, weswegen Zimmers schnelles Vorgehen der Einzeleditionen »au jour le jour« zunächst wenig Anklang fand. Er musste seine pragmatische Politik nach vielen Seiten verteidigen und vor allzu großer Einmischung schützen. Die Vermittlungsarbeit und Überzeugungsleistung war, wie die Briefe bezeugen, fast so aufwendig wie die Editionsarbeit selbst. Zimmer musste bei jedem Band Konzessionen machen. Die Widerstände kamen nicht zuletzt von der Witwe selbst, die sich von vielen Seiten einflüstern ließ und ängstlich darauf bedacht war, Hugos mutmaßlichen Willen zu erfüllen. Auf sarkastische Weise skizziert Borchardt die Situation, wobei ihm wohl die Erbitterung über die Vormachtstellung der Zimmers die Feder führte:

Die Heidelberger treiben die Politik »Thrift, Horatio, thrift«, und die arme Gerty wird bald teils von allen Seiten zusammengedrückt sein, teils die Lebenslücke mit dem Zimmerschen Säugling auszufüllen beginnen. Je weniger man dort hinsicht, um so besser. Man wäre ihnen nur unbequem, sie würden vor lauter Angst vor den »sittlichen Forderungen« ganz trostlos und hilflos dasitzen und schliesslich irgendwohin fliehen wo ihnen nicht mehr zugemutet wird, »auf der Höhe der Situation« zu sein und Pflichten zu übernehmen, die sie nur als Rollen über ihren Fähigkeiten, Wünschen und Verlegenheiten empfinden.<sup>44</sup>

<sup>42</sup> Zimmer an Alewyn. In: Heidelberg 1933 (wie Anm. 18), 1. Mai 1934, Anm. 48, S. 121.

<sup>43</sup> Zimmer an Alewyn. In: Ebd., ca. Februar 1936, S. 133.

<sup>44</sup> Borchardt an Schröder, ca. 10.–12. November 1930. In: BW Borchardt – Schröder (wie Anm. 38), S. 239.

Der erste Nachlassband »Loris. Die Prosa des jungen Hugo von Hofmannsthal« vom Frühjahr 1930, der verstreute, meist in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichte frühe Essays zusammenstellte, wurde sehr kritisch aufgenommen. Zimmer schreibt dazu im Frühjahr 1930 an Mia Esslinger:

dann kamen wieder Aufregungen wegen der Nachlasspläne im allgemeinen, von diesem Lorisbuche ernte ich im Kreise der nächsten »Freunde« Hugos eher wenig Dank oder Zustimmung, jeder will was anderes, im Grunde jeder bald das bald das, ich glaube ich bin der einzige reale Kopf und ohne Nerven, hoffentlich gelingt es, das Mögliche und Zweckvolle durch alle Stürme durchzusteuern, ich habe dabei gar keinen Ehrgeiz, aber ich sehe mich doch durch Zufall oder Fügung in eine Arbeit oder Aufgabe hineingestellt, die ich nicht fahren lassen will, solange ich ihr dienen kann.<sup>45</sup>

Zimmers Credo einer dienenden Philologie wird gerade in diesem völlig privaten Brief evident. Ohne Hofmannsthals Brief an Schröder zu kennen, nimmt er hier die Formulierung von der (wunderbaren) »Fügung« auf, die seine Einheirat in diese Familie bedeutete.

Zimmers Einschätzung der Aufnahme des Bandes war richtig. So bemerkte etwa Borchardt abfällig gegenüber Schröder:

Des »Loris«buches kann ich nicht froh werden, und er hätte es detestiert, perhorresziert. Es ist zu viel oder zu wenig, ein willkürlicher und irreführender Ausschnitt, – machte man den »Jungen Hofmannsthal« so dürfte er nicht aus Zeitungsartikeln bestehen, sondern müsste mit Briefen und Gedichten aussiehen wie der Junge Goethe. So etwas schnellfertig zusammenzuschneiden war ein echter Literaturjudengedanke [...].<sup>46</sup>

Später spricht Borchardt das Verdikt über Zimmers Gesamtleistung und unterstellt ihm gleichzeitig niedere Motive:

Der Nachlaß wird ausschließlich auf Goldfunde abgegraben; Tochter und Schwiegersohn, im Bunde mit Literaten vom Tiefengrade des Corona Herausgebers, des von Hofmannsthal selber gebührendermassen aus dem Hause gewiesenen Steiner, schlachten aus [...].

Und Welch ein Nachlaß, – himmlische Götter! Nur mit dem Lionardos zu

<sup>45</sup> Zimmer an Mila Esslinger, Frühjahr 1930 (?), DLA, D:Zimmer/Sammlung Rauch.

<sup>46</sup> Borchardt an Schröder, ca. 10.–12. November 1930. In: BW Borchardt – Schröder (wie Anm. 38), S. 238. Dieser Vorwurf mag befremden, da Borchardt selbst Jude war, Heinrich Zimmer aber nicht. Er gilt indessen der Abqualifizierung einer bestimmten literaturkritischen Ausrichtung, nicht einer ethnischen Zugehörigkeit.

vergleichen – Skizzen und Handzeichnungen bergehoch, genügend ein Organon zu speisen, und über jedem Strich der Schimmer einer Gnade, wie geraden Weges vom Himmel herab!

Und daneben die Schmierbände des Fischerschen »Nachlasses«, der Journalisten-Loris, diese Begegnung der Sphären! Und keine Entschuldigung, dass sie nicht wüssten, was sie thun. Sie wissen es genau; aber die Plusmacherei will auf ihre Kosten kommen.<sup>47</sup>

In einem dramatischen Kontrast, dessen Ungeheuerlichkeit nur mit religiöser Metaphorik und mit christologischen Formeln zu fassen ist, sieht Borchardt seinen Abgott in die Hände profitgieriger Goldgräber gefallen. Dabei spricht er immer im Namen Hofmannsthals – etwa bei der Geringschätzung Steiners<sup>48</sup> –, der ihm als wehrloser Toter nun ganz gehörte.<sup>49</sup> In seiner Ablehnung der Zimmer'schen Editionen waren auch widersprüchliche Argumente recht: Einmal insistiert er auf der vollständigen Publikation des Nachlasses, er müsse »vorgelegt, auseinandergefaltet, vollständig gesammelt und würdig erläutert werden«,<sup>50</sup> befindet er noch 1929, ein andermal kritisiert er Zimmer für die Veröffentlichung der Fragmente zu »Andreas«: Hofmannsthal »würde das auch nie gedruckt haben«.<sup>51</sup>

<sup>47</sup> Borchardt an unbekannt, 17. März 1936. In: BW Borchardt Kommentar, S. 693, und Borchardt, Briefe 1936–1945 (wie Anm. 12), S. 235–237.

<sup>48</sup> Diese Abneigung teilte allerdings auch Schröder, während Heinrich Zimmer Steiner sehr schätzte. Noch am 8. Januar 1960, in einem seiner letzten Briefe, schreibt Schröder an Christiane Zimmer: »Nun hat der p.p. Steiner, von dem Hugo mir nur einmal und zwar in Worten höchsten Widerwillens gesprochen hat, seine Ausgabe abgeschlossen und ruht in Marbach auf seinen etwas dornigen Lorbeern aus.« Aber dann etwas freundlicher: »Im übrigen ist es doch gut, dass Steiner seine Arbeit getan hat. Niemand wird ihm Fleiss und Hingabe absprechen. Das grosse Ganze ist nun doch zusammengebracht, und künftige Generationen können sichten und eventuell auffüllen.« (DLA, A:Schröder 1999.0012)

<sup>49</sup> Borchardts Aufsätze zu Hofmannsthal nach dessen Tod in BW Borchardt Kommentar, S. 566–707.

<sup>50</sup> Rudolf Borchardt, Hugo von Hofmannsthal. In: BW Borchardt Kommentar, S. 577, und ders., Prosa I. Hg. von Gerhard Schuster. Stuttgart 2002, S. 451.

<sup>51</sup> BW Borchardt – Schröder (wie Anm. 38), S. 238.

## 2. Quantität

### Zimmers Nachlasseditionen (S. Fischer Verlag, »Corona«)

Folgende Nachlassbände wurden von Heinrich Zimmer verantwortet:<sup>52</sup>

Loris. Die Prosa des jungen Hugo von Hofmannsthal. Berlin: S. Fischer 1930, Nachwort Max Mell.

Die Berührung der Sphären. Berlin: S. Fischer 1931.

Andreas oder die Vereinigten. Berlin: S. Fischer 1932, Nachwort Jakob Wassermann.

Das Bergwerk zu Falun. Wiener Bibliophilen-Gesellschaft 1933.

Semiramis. Die beiden Götter. Zwei dramatische Entwürfe aus dem Nachlaß des Dichters. München: Rupprecht-Presse 1933.<sup>53</sup>

Nachlese der Gedichte. Berlin: S. Fischer 1934.

Briefe 1890–1900. Berlin: S. Fischer 1935.

Briefe 1900–1909. Wien: Bermann-Fischer 1937.<sup>54</sup>

<sup>52</sup> Die zahlreichen Maschinenabschriften, insbesondere der Briefe Hofmannsthals an seine Briefpartner, haben sich im Hofmannsthal-Nachlass (FDH) erhalten. Sie weisen z.T. handschriftliche Korrekturen Christianes und Gertys auf. Weiterhin befindet sich im Telnachlass Herbert Steiners davon wiederum ein Teilbestand. Außerdem liegen die Abschriften für den geplanten dritten Band der Briefe von Zimmer und Steiner im Nachlass verteilt. Viele Briefe sind nur durch diese historischen Abschriften aus dem Familienkreis überliefert. Es gibt außerdem Abschriften von Werken, die z.T. aus derselben Arbeitsphase für die Publikationen in der »Corona« und in den Ausgaben der 1930er Jahre stammen dürften (ebenfalls Telnachlass Steiner und Nachlass Hofmannsthal).

<sup>53</sup> Die »Semiramis« war ursprünglich, wie alle Stücke aus dem Nachlass, für die »Corona« gedacht, Zimmer gab sie aber dann an Wolfskehl für die Rupprecht-Presse, was der Buchvermerk bestätigt: »Dies wundersame Stück aus Hofmannsthals dichterischem Vermächtnis [...] wurde der Rupprecht-Presse von den Erben und Verwaltern des Nachlasses zur erstmaligen Veröffentlichung übergeben.« (Vgl. dazu Oels, Denkmal [wie Anm. 27], S. 79)

<sup>54</sup> Der kurze Kommentar – »Einige Korrespondenzen dieses Zeitraums standen nicht zur Verfügung, andere wurden zurückgestellt« (B II, S. 398) – bezieht sich vor allem auf die Briefe Hofmannsthals an Rudolf Borchardt, der eine gesonderte Edition seiner Briefe wollte. An Gerty von Hofmannsthal schreibt er: »Mir genügt es dass der Briefwechsel *da ist*. Er kann auf die Länge nicht versteckt bleiben, – das wäre das erste Mal in der Geschichte.« In: BW Borchardt (1994), S. 401. Die Veröffentlichung in der »Corona« kam dann aber aufgrund der schwierigen Verhandlungen nicht zustande.

Dramatische Entwürfe aus dem Nachlaß. Wien: Johannes-Presse 1936.

Festspiele in Salzburg. Wien: Bermann-Fischer 1938 (zuvor in: Die Berührung der Sphären).

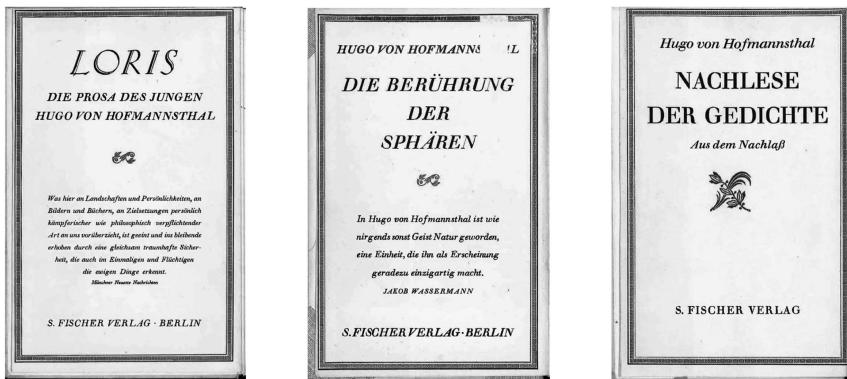


Abb. 2: Bandumschläge

Fast alle Bände erschienen – mit Ausnahme der bibliophilen Ausgaben – im S. Fischer Verlag Berlin und nach der Emigration des Teilverlags 1936 im Bermann-Fischer Verlag in Wien. In allen erschienen verstreut veröffentlichte oder unpublizierte Texte Hofmannsthals. Sie waren mit ganz kurzen oder gar keinen editorischen Angaben versehen und ohne kritischen Apparat. Nur die Briefausgaben waren kommentiert, aber äußerst spärlich.<sup>55</sup> Alle Bände, auch die Briefbände, erschienen ohne Herausgebernamen, mit der Ausnahme einer kurzen, mit »H.Z.« unterzeichneten Anmerkung im Band »Dramatische Entwürfe«.

Zudem förderte Zimmer den Vorabdruck von unbekanntem Material im Hinblick auf spätere Buchausgaben. Sie erschienen fast ausschließlich in der von Herbert Steiner und Martin Bodmer herausgegebenen Zeitschrift »Corona«, die in den 13 Jahren ihres Bestehens von 1930 bis 1943 zum wichtigsten Organ für neue Hofmannsthal-Texte wurde. Zimmer schreibt dazu an Steiner:

<sup>55</sup> Vgl. dazu Zimmer an Alewyn, in: Heidelberg 1933 (wie Anm. 18), S. 124: »Vielleicht finden Sie in den Anmerkungen nicht alle Wünsche berücksichtigt, ich wollte nicht zu viel geben [...].«

Zudem sind wir uns ja einig, die Corona wird neben anderen Zielen auch dies wahrnehmen, ein gewisses Sammelbecken (und nach Möglichkeit das einzige) zu bilden für Nachlaßveröffentlichungen, soweit sie nicht Buchform bei Fischer tragen.<sup>56</sup>

Das erste Heft der »Corona« im Frühjahr 1930, also nur ein halbes Jahr nach Hofmannsthals Tod, setzte programmatisch ein mit dem »Andreas«-Fragment, unter dem Titel »Fragment eines Romans«.

Das Heft erschien fast gleichzeitig mit der Geburt des zweiten Kindes von Christiane und Heinrich Zimmer. In einem Brief an Steiner vom 18. Mai 1930 spricht Zimmer vom »ausgesprochenen, aber glückhaften Durcheinander«: »Der leibhafte und bildhafte Andreas sind übereinander gepurzelt, d.h. an ihrem Geburtstag, Mittwoch dem 14. Mai morgens um dreiviertel 9 hat Christiane einen gesunden Jungen zur Welt gebracht.«<sup>57</sup>

Jeder Jahrgang der »Corona« in den folgenden Jahren brachte einen, oft mehrere unbekannte Texte Hofmannsthals, meist sogar an erster Stelle. Insgesamt erschienen in den 13 Jahren des Bestehens der Zeitschrift 31 Titel von Hofmannsthal, unter anderem »Gedichte«, »Das Bergwerk zu Falun«, »Das Leben ein Traum«, »Aufzeichnungen«, »Briefe an George«.<sup>58</sup> Zimmer selbst publizierte ebenfalls wiederholt in der »Corona«, wie überhaupt das Beiträgerverzeichnis wie ein großes »Buch der Freunde« anmutet.<sup>59</sup>

Mit dieser schon quantitativ enormen Leistung steckte Zimmer den Radius einer künftigen Hofmannsthal-Gesamtausgabe ab und markierte das Feld. Es gelang ihm, aus dem »Chaos« der Nachlassblätter »deutlich umrissene Gruppen und Einzelgestalten« herauszulösen.<sup>60</sup>

<sup>56</sup> Zimmer an Steiner, 15. April 1932, DLA, A:Steiner 74.4898/6.

<sup>57</sup> Zimmer an Steiner, 18. Mai 1930, DLA, A:Steiner 74.4896/1, gedruckt in: Der leibhafte und der bildhafte Andreas. Ein Brief Heinrich Zimmers an Herbert Steiner. Mitgeteilt von Werner Volke. In: HB 25 (1982), S. 67.

<sup>58</sup> Gedichte (II, 1, 1931), Das Bergwerk zu Falun (III, 1 und 2, 1932). Das Leben ein Traum (VII, 1 und 2, 1937), Aufzeichnungen (IV, 2 und 6; VI, 1 und 5, 1934 und 1936), Briefe an George (VIII, 3, 1938).

<sup>59</sup> In der »Corona« erschienen unter anderem Texte von Rudolf Alexander Schröder, Rudolf Borchardt, Karl Vossler, Rainer Maria Rilke, Thomas Mann, Paul Valéry, Josef Hofmiller, Max Mell, Hans Carossa, Lafcadio Hearn, Richard Beer-Hofmann, Benedetto Croce, Josef Nadler, Rudolf Kassner, Walther Brecht, Heinrich Zimmer, Hans Heinrich Schaefer, Max Kommerell, Carl Jacob Burckhardt.

<sup>60</sup> Schröder an Christiane Zimmer, 2. März 1930. In: BW Borchardt Kommentar, S. 615.

### 3. Qualität

#### Zimmers Editionsbedingungen und -prinzipien

(›Die Berührung der Sphären«, »Nachlese der Gedichte«;  
Steiner, Suhrkamp, Mell)

Die Edition der Nachlassbände und der »Corona«-Abdrucke ist die Pionierzeit der Hofmannsthal-Edition, in der das unbetretene Territorium allererst erschlossen wurde. Viele Fragmente waren unbekannt, auch wenn Christiane sich an manche Entwürfe, die sie für den Vater abgetippt hatte, erinnerte. Der Vertraute und engste Mitarbeiter Zimmers in dieser Zeit war der »Corona«-Herausgeber Herbert Steiner (1892–1966), der nach dem Krieg von 1945–1959 die erste Gesamtausgabe der Werke Hofmannsthals herausgab. Im Unterschied zu Borchardt, Schröder und vielleicht auch Hofmannsthal<sup>61</sup> schätzte Zimmer ihn sehr und befragte ihn bei allen Editionsgeschäften weit über die für die »Corona« bestimmten Texte hinaus.

Es hat mich zutiefst gefreut, daß Sie, der dieses komplexe Werk wie keiner, der sich ihm nahe fühlt, überschaut und im Stillen die Möglichkeiten seiner Auferstehung überdacht hat, unserem Unterfangen, es zu betreuen, da es nun einmal in unsere Hände gelegt ist, so entschieden zustimmen. Ich habe keinen Augenblick gezweifelt, daß ich den Kurs, den ich, zusammen mit Mell erwägend, für den richtigen empfand, durchsteuern würde, aber bei all der Liebe, die – wie echte Liebe nicht ohne Eifersucht – hineinsprach, schien es manchmal zweifelhaft, ob es nicht Verstimmungen kosten würde.<sup>62</sup>

Ich finde, Sie haben eine ausgesprochen glückliche Hand: elastisch und doch fest (die Hand eines Seglers, der weiß, daß man nicht grad gegen den Wind zu den seligen Inseln steuern kann, daß es aber wahres Segeln ist, nur eben am Winde, aber nicht mit dem Winde des Augenblicks zu fahren).<sup>63</sup>

Zimmers Arbeitsweise lässt sich am genauesten in seinen Briefen an Steiner verfolgen. Sie belegen, welchen Balanceakt Zimmer zu vollbringen hatte zwischen den Bedenken Gertys, den Forderungen des Verlegers Samuel Fischer sowie den schwierigen räumlichen und politischen Bedingungen.

<sup>61</sup> Vgl. Anm. 48.

<sup>62</sup> Zimmer an Steiner, um 1930, DLA, A:Steiner 74.4910/80.

<sup>63</sup> Zimmer an Steiner, 12. September 1930, DLA, A:Steiner 74.4896/4.

Mit seiner Schwiegermutter Gerty von Hofmannsthal kämpfte Zimmer, wie er das als vierjähriger Weltkriegsveteran humoristisch nannte, einen »behutsamen Stellungskrieg«.<sup>64</sup> Sie wollte Texte nicht an die Öffentlichkeit geben, von denen sie mutmaßte, Hofmannsthal selbst hätte sie vielleicht nicht freigegeben. Zudem befürchtete sie einen leichtfertigen Umgang mit dem Nachlass und hörte dabei mehr auf die erprobten alten Freunde Hofmannsthals als auf den Schwiegersohn, der Steiner anvertraute: »[I]ch habe ein Interesse daran, die eignen Schritte weitgehend durch Gegenzeichnung unanfechtbarer Autoritäten zu decken (Mell, Brecht, Vossler, Schröder).«<sup>65</sup> Außerdem musste bei den Briefbänden und den Aufzeichnungen auf Gertys Wunsch Rücksicht auf Lebende genommen werden. Steiner wurde manchmal die Klagemauer für Zimmer:

Zugleich erlebte ich (unterm Christbaum) wieder die familiäre Schwierigkeit (dies ganz unter uns) nachgelassen Fragmentarisches überhaupt für Veröffentlichung freizubekommen, trotz Erfolg des Falun und des Romanfragmente (weil die Schnitzlerschen einen so minderen Nachlassband aus den tiroirs zusammengeräumt haben, nun die Angst, es könne bei uns auch so aussehen usw. usw. – es hat mich sehr verstimmt, aber ich kann nichts machen).<sup>66</sup>

Auf die Geschichte von den zwei Liebespaaren habe ich einstweilen keine Hoffnung, Frau v.H. hatte das Ms. in Genf mit und zeigte es Ca.Bu. der auch eher nicht dafür war, es zu bringen. Ich stelle es zurück, bis ich einmal die Skizzen und Fragmente dieser ganzen Gruppe von Erzählungsplänen gegen 1900 überschauje und sehe, was sich damit machen lässt.<sup>67</sup>

H.57 die große Abrechnung von 1902 würde Frau v.H. ganz unannehmbar sein, außerhalb der Gesamtveröffentlichung, wegen der Bemerkung über den noch lebenden Gerhart Hauptmann, mit dem sie gerade jetzt wieder in Wien zusammen war, auch die Bemerkung über Dehmel möchten wir Isi nicht antun. [...] In H.58 ist eine halbe Seite über Andrian, die auch besser wegbleibt, bei seiner Neigung zu Empfindlichkeiten u. Mißverständnissen, und der Ängstlichkeit der Frau v.H.<sup>68</sup>

<sup>64</sup> Zimmer an Steiner, undatiert. In: HB 41/42 (1991/92), S. 6.

<sup>65</sup> Ebd.

<sup>66</sup> Zimmer an Steiner, 30. Januar 1933, DLA, A:Steiner 74.4899/1.

<sup>67</sup> Zimmer an Steiner, 14. August 1936, DLA, A:Steiner 74.4902/4.

<sup>68</sup> Zimmer an Steiner, undatiert, DLA, A:Steiner 74.4910/15.

Dann hatte der Verlag eigene, am Verkaufserfolg orientierte Vorstellungen von den Bänden, stellte Bedingungen und diktirte Vorgaben, die Zimmers Herausgeberpläne unterließen. Gegenüber Steiner legt Zimmer seinen diplomatischen, von taktischen Überlegungen geprägten Umgang mit Fischer offen:

Die erzählende Materie herauszunehmen, um daraus später einen Band zu runden mit den Stieffkindern des Schicksals (Reitergeschichte, Goldener Apfel), ist, glaub ich, politisch nicht zu riskieren. Für so ein Hin und Her ist Fischer gar nicht zu haben, ob er bei Buchausgabe von Romanfragment und -notizen so andersgeartete Stücke wie »Erinnerung schöner Tage« und »Briefe des Zurückgekehrten« etc. mit in einen Band hineinnehmen würde, scheint mir sehr zweifelhaft, und das Argument, daß all das doch irgendwie in Buchform gesammelt sein muß, macht so wenig Eindruck auf ihn. Außerdem hat er so eine Vorstellung für sich davon, daß die noch erscheinenden einzelnen Bände »in sich abgeschlossen« sein sollten, worunter er zu verstehen scheint, daß sie keine Nachlese kleiner fragmentarischer Stücke sein sollen, sondern »ein Ganzes«. [...] Mein Entschluß war seit Herbst, ohne Gewaltsamkeit und Überstürzung aktiv zu sein am Nachlaß, um damit einmal unter Dach zu bringen und fürs Nächste zu erreichen, was mit Fischer zu haben ist (also diese Prosa, Buchausgabe des Romans mit Notizen und die Nachgelassenen Gedichte, – das sind Projekte die er begreift). Ich könnte mir denken, daß trotz der scheußlichen Zeiten die Wirkung dieser Ausgaben eine Basis schafft, *mehr* in ähnlicher Form herauszubringen, also Vorurteile bei Fischer abzuschwächen. Zunächst aber kam es darauf an, mit einem Schlag (da Fischer nicht viele Schläge riskieren will) ihm möglichst viel zuzumuten und mit einem Griff die zum Gesamtbild nötige Prosa aus ihrem prekären Dasein zu retten.<sup>69</sup>

Schließlich waren die Arbeitsbedingungen äußerst prekäre. Die Briefe dokumentieren den – an heutigen Kriterien gemessen – geradezu abenteuerlichen Umgang mit dem Material. Vom »Hin und Her des Handschriftenmaterials« ist die Rede,<sup>70</sup> Manuskripte, Maschinenkopien wie Originale, werden als Wertpapiere herumgeschickt oder in Koffern mitgenommen, Zimmer sucht in Rodaun nach dem Manuskript oder es ist in Priela und vor dem Sommer nicht greifbar, er muss »nur noch etwas schneiden und kleben im Manuscript«,<sup>71</sup> oder er besinnt sich »derlei gele-

<sup>69</sup> Zimmer an Steiner, undatiert, DLA, A:Steiner 74.4910/52.

<sup>70</sup> Zimmer an Steiner, undatiert, DLA, A:Steiner 74.4910/60.

<sup>71</sup> Zimmer an Steiner, 26. September 1933, DLA, A:Steiner 74.4898/5. Weitere Beispiele »Ich will sehen, ob das Manuscript in Rodaun zu finden ist« Zimmer an Steiner, 10. Septem-

sen zu haben, kann aber nichts finden«.<sup>72</sup> Diese Vorgänge sind der räumlichen Entfernung zwischen Bearbeiter und Nachlass geschuldet, aber auch den durch die nationalsozialistische Politik erschwerten Reisemöglichkeiten nach Österreich, die jeweils eine behördliche Genehmigung verlangten und zeitweilig aus finanziellen Gründen ganz unmöglich waren. Dazu Zimmer an Alewyn:

Auf viele Fragen werde ich Ihnen die Antwort schuldig bleiben müssen, da ich durch die Verhältnisse der letzten Zeit den ganzen Nachlaß nicht in Evidenz habe, ihn mir eigentlich durch die räumliche Entfernung, seine Form der Aufbewahrung in Safes und weil ich ihn immer nur nebenbei und stückweise bearbeiten kann, noch nicht so zu eigen gemacht habe, wie ich möchte.<sup>73</sup>

So ist zu erklären, dass die frühen Nachlassbände und die nach heutigen Gesichtspunkten unzureichend kommentierten Briefeditionen in textkritischer Hinsicht viele Mängel aufweisen, dessen war sich Zimmer sehr wohl bewusst. Über die »Berührung der Sphären« schreibt er an Steiner: »[...]ch selbst getrau mich garnicht, in diesen von mir selbst neugeordneten Garten hineinzublicken, in der Furcht, unangenehme Würmer darin zu finden.«<sup>74</sup> Und gegenüber Richard Alewyn beklagt er die in editionsphilologischer Hinsicht bedenkliche Herstellung der Briefausgabe, die dann gleichwohl lange Zeit die einzige gültige blieb:

Für die weitgehende Korrektheit der Corona-Abdrucke in textkritischer Hinsicht bürgt der Umstand, daß Steiner das Maschinenmanuscript immer sehr genau an Hand der Originalmanuscrpte durcharbeitet und er hat wirklich Akribie, – was freilich von den Ausgaben durch das Familiengremium, wie

ber 1930, DLA, A.;Steiner 74.4896/3). »Die Rod. Nachtr. I. gehen im Koffer mit zwecks Collation, ich halte es für gut möglich, daß wir dort ein zusammenhängendes Ganzes vorfinden, von dem wir eine Maschinenkopie nehmen werden, natürlich nehmen wir das Original mit« (Zimmer an Steiner, 6. März 1933, DLA, A;Steiner 74.4899/2). »Das Dumme ist: die Originale u. die Maschinenkopien sind in Priela u. dort ist niemand und Frau v.H. kommt vor Sommer nicht hin.« (Zimmer an Steiner, 31. März 1937, DLA, A;Steiner 74.4903/4).

<sup>72</sup> Zimmer an Steiner, undatiert, DLA, A;Steiner 74.4910/70.

<sup>73</sup> Zimmer an Alewyn, in: Heidelberg 1933 (wie Anm. 18), vor dem 20. August 1934, S. 123f. Die deutsche Reichsregierung hatte am 27. Mai 1933 gegen Österreich die sogenannte »Tausendmarksperre« verhängt, der zufolge deutsche Staatsbürger vor Antritt einer Reise nach Österreich eine Gebühr von 1000 Reichsmark zahlen mussten. Das Ziel war die Schwächung der stark vom Tourismus abhängigen österreichischen Wirtschaft und damit der Zwang zum Anschluss. Die Sperre wurde im Juliabkommen vom 11. Juli 1936 wieder aufgehoben. Vgl. Zimmer an Alewyn: »Unsere Ausfuhrerlaubnis nach Zell haben wir noch nicht.« (Ebd., S. 135)

<sup>74</sup> Zimmer an Steiner, undatiert (1931/32), DLA, A;Steiner 74.4910.62.

Sie selbst so schlagend aufzeigen, sich leider nicht im selben Maße behaupten läßt. Ich habe Ihnen wohl schon manchmal angedeutet, daß ich darüber fortgesetzt sehr unglücklich bin, ich habe leider keine Akribie, Christiane auch nicht, so sehr wir uns bemühen und uns gegenseitig zu korrigieren suchen; bei den Briefen war es heute im Sommer ganz trostlos, denn Vieles ist von der G. kopiert und mit irgend jemandem kollationiert worden und Chr. und ich haben die Vorlagen garnicht zu sehen bekommen, an Stellen wo ganz offenbar etwas nicht stimmte, habe ich in einzelnen Fällen bei den Briefempfängern rückfragen können.<sup>75</sup>

Jenseits all dieser Rücksichten, Einschränkungen und Hindernisse sind die Briefe an Steiner indessen Zeugen einer hingebungsvollen, um jedes Detail bemühten Editionsarbeit: Wort für Wort, Interpunktions für Interpunktions, Satz für Satz werden die zu edierenden Nachlasstexte brieflich diskutiert, Konjekturen beratschlagt, Überschriften gesucht und Textanordnungen verhandelt.

Besonders in zwei heute ganz zentralen Bereichen der Editionswissenschaft zeigt sich Zimmers umsichtiger und richtungsweisender Umgang mit dem Material.

Zum einen betrifft dies die Wahrung der originalen Textgestalt. Im Hinblick auf die Texttreue vertrat Zimmer moderne Editionsprinzipien, die der Praxis der Zeit voraus waren. Er nahm möglichst keine eigenmächtigen Kürzungen oder gar Veränderungen am fragmentarischen Textkorpus vor. So schreibt er an Steiner in Bezug auf das »Andreas«-Fragment, dass er auch »kleinste Retouchen am constituirten Text des Romans vorzunehmen« ausschließe: »Stilistische Änderungen kommen nicht in Frage«, auch »kleine sachliche Unstimmigkeiten« sollten bewahrt werden: »[V]om Mißlichen aller Überarbeitung von Fragmentarischem haben wir uns in Archäologie und Literaturgeschichte aufs Gründlichste überzeugt«.<sup>76</sup> Und ebenfalls an Steiner in Bezug auf »Die Berührung der Sphären«: »An eine eigenmächtige Redaktion, die den Aufsatz kürzte, können wir dagegen nicht denken, so nahe Hofmannsthal selbst solche Umgestaltungen lagen, wenn er Aufsätze in Bände aufnahm.«<sup>77</sup> Das galt für Zimmer entgegen damaliger Praxis auch für die Orthografie. Sie sei »schon unmittelbarer Zeitkolorit, nicht nur Orthographie des Dichters,

<sup>75</sup> Zimmer an Alewyn, in: Heidelberg 1933 (wie Anm. 18), ca. Februar 1936, S. 132.

<sup>76</sup> Zimmer an Steiner (wie Anm. 57),

<sup>77</sup> Zimmer an Steiner, 6. Januar 1931, DLA, A:Steiner 74.4897/1, gedruckt in HB 33 (1986), S. 31.

sondern seine Intention.«<sup>78</sup> Selbst gegen den Wunsch des Verlags nach orthografischer Modernisierung versuchte Zimmer den originalen Lautstand möglichst zu wahren:

in Rom erreichte uns die Nachricht, daß die Orthographie zu uneinheitlich sei, ich hatte einiges historisch-österreichische an Kolorit darin bewahrt, da mir der neudeutsche »Duden« manche Worte zu sehr aus H's. Sphäre rückte. Was nun?<sup>79</sup>

Zum andern – und hierin liegt vor allem Zimmers große historische Leistung – wollte er ein möglichst breites Spektrum der vielseitigen Hofmannsthalschen Produktion bekannt machen. Der Maßstab seiner Editionstätigkeit war die »geschichtliche Gerechtigkeit gegenüber dem Gesamtphänomen H.«<sup>80</sup> Dieses Hauptanliegen, das er zäh, umsichtig und mit ungeheurer Überredungskraft gegen alle Widerstände verfolgte, durchzieht wie eine roter Faden die gesamte Korrespondenz, »mit Menschen- und Engelszungen«<sup>81</sup> war Zimmer bemüht, den Autor aus der Beschränkung auf das Frühwerk und auf die bekannten kanonisierten Texte herauszuführen und seine große Vielfalt sichtbar zu machen.

Im Zusammenhang mit dem Band »Die Berührung der Sphären« ist es Zimmer vor allem darum zu tun, auch den politischen Hofmannsthal bekannt zu machen. Er spricht gegenüber Steiner von der »ästhetisierenden Unterlassungssünde«, diese Texte auszulassen; es sei »immer bequemer, dogmatisch nach einer Richtschnur zu verfahren, als dem Material von Fall zu Fall den kritischen Gesichtspunkt zu entnehmen.«<sup>82</sup>

Wir bringen eben den zweiten Teil der »Idee Europa« ins Reine, damit der Rest des Manuscripts an S. Fischer abgehen kann. Ich bin sehr froh, daß neben Ihnen auch Mell und Burckhardt die Aufnahme dieses Fragments billigen. Ich hätte mich nie dazu verstehen können, diese Aufzeichnungen von allererster Bedeutung für H. wie für die Gegenwart wegzulassen.<sup>83</sup>

<sup>78</sup> Zimmer an Steiner, 18. Mai 1930, DLA, A:Steiner 74.4896/1, gedruckt in HB 25 (1982), S. 68.

<sup>79</sup> Zimmer an Steiner, undatiert [ca. 1931/32], DLA, A:Steiner 74.4910.62.

<sup>80</sup> Zimmer an Peter Suhrkamp, 3. Januar 1934. In: »Anruf und Gegenruf«. Briefe und Dokumente zur Edition der »Nachlese der Gedichte« Hugo von Hofmannsthals von Heinrich Zimmer, Max Mell, Max Kommerell und Karl Wolfskehl. Mitgeteilt von Maya Rauch in Zusammenarbeit mit Werner Volke. In: HB 41/42 (1991/92), S. 5–49, hier S. 14.

<sup>81</sup> Zimmer an Kommerell. Mitte Januar 1934. In: ebd., S. 22.

<sup>82</sup> Zimmer an Steiner, 6. Januar 1931, DLA, A:Steiner 74.4897/1, gedruckt in HB 33 (1986), S. 31.

<sup>83</sup> Ebd., S. 32.

Zimmers dringendes Anliegen, »die zum Gesamtbild nötige Prosa aus ihrem prekären Dasein zu retten,«<sup>84</sup> ist auch im Wettkampf mit der Zeit zu verstehen, die Hofmannsthal nicht wohlgesonnen war. An Steiner:

das Vorwort der »Beiträge« muß nach meinem Gefühl unbedingt hinein [...] es ist auch stilistisch eine erstaunliche Sache und eigentlich ein Einzelgänger unter seinen Geschwistern. [...] Mell plädiert für einen schmaleren, billigeren Band, unter Weglassung der Stücke aus den Prosaschriften, Durchhalten des Zustands des Unvollständig/Vorläufigen, damit der Aussicht auf die große Gesamtausgabe nichts von ihrer chiliastischen Aura abgebrochen werde, während man sonst ja fragen könnte, wozu noch diese, es ist schon alles da. – aber es hat keinen Sinn, diese Fragen immer wieder zu ventilieren, da sie keine theoretischen Fragen idealer Wünschbarkeit sind, sondern im einmaligen Zeitverlauf dieser beklommenen Jahre, des unheimlichen Umbruchs der Generation, mitten in einem chronischen Eisgang zur Debatte stehen.<sup>85</sup>

Am eindrücklichsten lässt sich die Genese einer Edition und Zimmers Leistung an dem Band »Nachlese der Gedichte« von 1934 nachvollziehen, bei dem Zimmer seine pointiert moderne Position gegen eine Editionspraxis verteidigen musste, die heute längst überholt ist.

Der Band sollte Gedichte enthalten, die von Hofmannsthal nicht in seine Buch- und Werkausgaben übernommen, aber doch zu Lebzeiten verstreut in diversen Zeitungen und Zeitschriften publiziert worden waren, und zugleich Gedichte aus dem Nachlass. Hier hatte Zimmer nicht nur den schon gewohnten Stellungskrieg mit Gerty auszufechten, sondern sah sich einem »sonderbaren Zweifrontenkrieg«<sup>86</sup> ausgesetzt zwischen der Position von Peter Suhrkamp, dem neuen Lektor des S. Fischer Verlages, der nichts in den Band aufnehmen wollte, was nicht den spezifischen Hofmannsthal-Ton des Frühwerks habe, und den Vorstellungen von Max Mell, der nur die qualitativ hochstehenden Gedichte aufnehmen wollte und eminenten Einfluss auf Gerty ausübte. Gegen Suhrkamp argumentierte Zimmer – wie auch beim Band »Die Berührung der Sphären« – mit dem Typenreichtum und der Verwandlungsfähigkeit Hofmannsthals:

Hofmannsthal hat sich bei Lebzeiten mit Recht darüber beklagen können, daß was auch immer er in der zweiten Hälfte seines Lebens schuf, für die

<sup>84</sup> Zimmer an Steiner, undatiert, DLA, A:Steiner 74.4910/52.

<sup>85</sup> Ebd.

<sup>86</sup> Zimmer an Kommerell, Mitte Januar 1934. In: HB 41/42 (1991/92), S. 22.

Mehrzahl seiner liebenden Verehrer im Schatten seines Frühwerks gestanden ist [...]. Mit jeder neuen Produktion mußte er, und immer vergeblich, gegen eine verklärte Idee seiner selbst zum Kampfe antreten, die Welt war unbereit, von ihm entgegenzunehmen was er in immer neuen Verwandlungen zu schenken bereit war, – laufen wir nicht jetzt Gefahr, eine ähnliche undankbare Haltung gegen den uns unvertrauten frühen H. einzunehmen, wie damals die Welt gegen den späteren? Kann es die Aufgabe der Veröffentlichungen aus dem Nachlaß sein, die einseitige, wenn auch enthusiastische Vorstellung, die wie ein Idol aus der Epoche der Gedichte und Kleinen Dramen sich verfestigt hat, zu nähren, anstatt vielmehr das komplexe so facetten- und töneriche Gesamtwerk H.s, seine Gesamterscheinung sichtbar zu machen? Dazu müssen wir uns freilich von der Faszination der Vorstellung jenes »eigentlich Hofmannsthalischen« lösen, die an diese eine geschichtliche Epoche seines Werks gebunden ist [...].<sup>87</sup>

Sekundiert wurde Zimmer durch den von ihm angestifteten Max Kommerell, der verstärkend bei Suhrkamp intervenierte: Es sei ihm bei der Lektüre »der Begriff des ›Hofmannsthalischen‹ aus der Hand geschlagen worden. Eine Reihe der bekannten Gedichte seien »seit Jahrzehnten fast so gemütlich geworden wie Grimms Märchen«, nun aber komme das »Leben ganz anderer Gedichte« dazu. Kommerells abschließende Beschwörungsformel lautet: »Ich finde also [...] an dem schmalen typenreichen lyrischen opus Hofmannsthals fast nichts wegzulassen, – fast nichts, um nicht zu sagen: nichts!«<sup>88</sup>

Auf der anderen Seite wachte Max Mell über die Qualität und den Kanon. Er könne sich den »Standpunkt der Vollständigkeit im philolog. Sinne nicht zu eigen machen«, schrieb er. »Hier ist unter den ungedruckten [Gedichten] doch eine knappe Auswahl zu treffen. Unter großen schönen Bäumen, die man weithin sieht, möchte ich kein Unterholz sehen.« Denn der Leser wolle »das Bekannte, Große, klassisch Gewordene« bekommen. Und um dieses zu erhalten und zu präsentieren, war Mell gewillt, viele Gedichte auszuschließen und an anderen allerlei Manipulationen, etwa die Veränderung von Titeln, in Kauf zu nehmen, wie es der zeitüblichen Editionspraxis durchaus entsprach.<sup>89</sup> Zimmer dagegen kämpfte um jedes Gedicht für den Band. Besonders um das unver-

<sup>87</sup> Zimmer an Suhrkamp. In: Ebd., S. 14.

<sup>88</sup> Kommerell an Suhrkamp, 1. Januar 1934. In: Ebd., S. 11 und S. 13.

<sup>89</sup> Mell an Zimmer, 11. Januar 1934. In: Ebd., S. 19f. »Das Gedicht ›Auf eine Banknote geschrieben‹ wäre vielleicht zu nennen: ›Auf eine Banknote‹. Das eine Wort würde ich unbedingt weglassen.« (Ebd., S. 20)

öffentlichte Gedicht »Der Prophet«, das den George-Konflikt von 1892 thematisierte, gab es heftige Auseinandersetzungen, sodass Zimmer es schließlich zugunsten aller anderen preisgab. Im Brief an Mila Esslinger schildert er seinen Kampf, der heute längst zu seinen Gunsten entschieden ist, im humoristischen Medium:

Gestern und heute hab ich wieder ganz mit der verflixten Angelegenheit der Gedichtnachlese zugebracht. zwei Gedichte werd ich wohl mindestens opfern müssen, um eins ist es nicht schad, ums andere desto mehr, aber vielleicht bring ich alles andere durch die Sperre. [...] es ist wirklich wie in einer Legende, daß ich für diese unschuldigen Gedichte betteln muß wie für ungetauft verstorbene Kindlein, die aus der trüben Vorhölle in den Himmel der Unsterblichkeit hineingelassen werden sollten, der ihnen von ihrem Vater schließlich doch sicher ist. das ist schon eher zum Verzweifeln, und überall die besten Absichten und schönsten Gründe.<sup>90</sup>

In der Antwort auf Max Mell am 3. Januar 1934 präzisiert Zimmer seine Kriterien noch einmal und nimmt damit hellsichtig die Weichenstellung zur modernen Editionsphilologie vor, die künftige Lektüre nicht steuern, sondern ihr das Material bereitstellen will:

Zum Schluß noch etwas zur Lage hier im neuen Reich, die von Wien aus glaub ich nicht ganz deutlich ist. Ich bin jeden Tag froh und dankbar für alles was wir schon durch Veröffentlichung in irgendeiner Form unter Dach gebracht und sozusagen für eine spätere Nachwelt ›gerettet‹ haben. [...] Was wir jetzt aus dem Nachlaß bringen können, gilt nicht einer versinkenden Umwelt aus H.s. Lebzeiten, gilt auch nicht der so sehr anders eingestellten jungen Welt, es wird einer späteren Zeit bereitgestellt, die aus ihrer Distanz zu dem, was jetzt zu dominieren beginnt, wieder eine frische Nähe zu ihm haben wird. [...] Ich entnahm daraus die Lehre, daß wir unbekümmert so viel wie möglich daran arbeiten sollen, dieses Werk in seiner Gesamtbreite sichtbar zu machen, und dabei dem unerbittlichen Griff der Zeit vertrauen sollen, die von Generation zu Generation sich immer neu daraus nehmen wird, was ihre Speise sein kann, und dieser Griff, diese Wahl könnten uns überraschen, – wir sollten ihm aber nicht durch eine Zensur unsererseits vorgreifen, die so sehr wir nur auf spezifische Qualität und Vollendung zu sehen meinen, zeitgebunden, vergangenheitsgebunden ist.<sup>91</sup>

<sup>90</sup> Zimmer an Mila Esslinger, Januar/Februar 1934, DLA, D:Zimmer/Sammlung Rauch.

<sup>91</sup> Zimmer an Max Mell, 3. Januar 1934. In: HB 41/42 (1991/92), S. 18f.

#### 4. Neue Bündnisse

#### Zimmers interpretatorische und publizistische Bemühungen

(Alewyn, Mertens, Kommerell)

Alle Briefe Zimmers zeugen davon, wie affiziert er von Hofmannsthals Werk war und wie viel Verständnis und Einsicht er für diesen Werkkosmos hatte, der ihm durch seine Arbeit am Nachlass aufs Intimste vertraut wurde. So schreibt er etwa über »Andreas« und über »Semiramis«:

Diese Ferienwoche habe ich benutzt, die Notizen zum Romanfragment in eine gewisse Ordnung zu bringen (es nimmt freilich mehr Zeit als ich dachte u. ich bin erst zur Hälfte fertig) für eine Buchausgabe. das sind wirklich »die schwebend unbeschwert Abgründe des Lebens« – so geheimnisvoll wie klar: voll Persönlichstem und ganz détachiert vom ego, ganz in den Gestalten (Malteser u. Maria), hier tut sich das arcanum seiner seltenen Erscheinung wunderbar auf.<sup>92</sup>

Semiramis ist nächst dem Roman eines der unheimlichsten, absolut zentralsten Stücke des Nachlasses, Ihr erster Eindruck, wie Sie ihn mit ein paar Strichen umschrieben, ist völlig der meine, hier steht man im flüssigen Innenren des Gestirns H. und sieht wie daraus gestaltige Massen nach oben und außen treiben.<sup>93</sup>

Aber Zimmer hatte beschlossen, nicht über seinen Schwiegervater zu schreiben. So bemühte er sich neben seiner Editionsarbeit und -politik unermüdlich um Hofmannsthals interpretatorische und publizistische Präsenz durch die Arbeit anderer dazu Qualifizierter. Das war zunächst Walther Brecht. An Steiner schreibt Zimmer:

Sie wissen, ich bin mit Ihnen völlig einig, daß Brecht, wie die Dinge liegen der ideale Interpret des Hofmannsthalschen Werkes ist, er ist der einzige (von denen die schreiben), der wirklich in der inneren Kammer dieses Berges steht und die Einsinnigkeit des Ganzen in ihrer wunderbaren Verwobenheit und im prismatischen Brechungsspiel der Lichter mit unbeirrbarer Spürkraft und zarter und sicherer Hand nachzuzeichnen vermag.<sup>94</sup>

<sup>92</sup> Zimmer an Steiner, 29. Mai 1932, DLA, A:Steiner 74.4898/7.

<sup>93</sup> Zimmer an Steiner, 15. Februar 1932, DLA, A:Steiner 74.4898/3.

<sup>94</sup> Zimmer an Steiner, 23. Februar 1932, DLA, A:Steiner 74.4898/4. Ebenfalls Zimmer an Steiner, undatiert, DLA, A:Steiner 74.4910/52 (1933?): »Ich finde, daß Brecht seine Sache, mit den ad-me-ipsum-Notizen eigentlich ausgezeichnet gemacht hat.«

Aber Brecht war bereits krank und zu langsam, es kamen jüngere, mit Hofmannsthal nicht mehr persönlich bekannte Verbündete hinzu, die Zimmer nicht nur mit allen Materialien versorgte, sondern im Überschwang oft noch mit Interpretamenten ausstattete und ihnen quasi die Argumentation vorgab. Die großzügige Haltung galt dem Dienst an der gemeinsamen Sache: der Verbreitung des Hofmannsthalschen Œuvre.

In Heidelberg hatte er 1932 den Germanistikprofessor Richard Alewyn (1902–1979) kennengelernt, der bereits im August 1933 aus dem Staatsdienst entlassen worden war<sup>95</sup> und in Wien an einer nie fertiggestellten Hofmannsthal-Monografie saß. Zimmer ermutigte ihn dazu: »Ich weiß, daß Sie wie wenige hier ins Richtige treffen können, Ihr Buch wird nicht nur alle Vorzüge serioser Zunft natürlich in sich tragen (wovon Grete Sch[aeder] ja auch viel hat), sondern als Buch Gestalt besitzen, was bei uns so selten ist.«<sup>96</sup> Von der Aufsatzerie, die Alewyn im Vorlauf dazu schrieb, erschienen zwei Essays noch zu Lebzeiten Zimmers – »Jugendbriefe von Hofmannsthal« (1935) und »Hofmannsthals erste Komödie« (1936) –, und er begrüßte »diese Art, mit einzelnen ausgereiften Kapiteln immer wieder an die Öffentlichkeit zu treten«.<sup>97</sup>

Ganz freizügig stellte Zimmer Alewyn alle Materialien zur Verfügung. Er schickte ihm sämtliche Vorabdrucke aus der »Corona«, versprach sich von einem gemeinsamen Arbeitsaufenthalt in Zell auch Hilfe bei der Textkonstitution, vor allem aber erhoffte er sich durch Alewyn eine Darstellung, die der Vielfalt hofmannsthalschen Schreibens gerecht werden und den »H. absconditus« aus dem Verborgenen holen könne:

Sie wissen, daß ich Ihnen gern die ganzen Bestände des Nachlasses erschließe und Ihnen immer Alles zur Verfügung gehalten habe, damit Sie eben jenen H. absconditus in sich aufnehmen können und vor diesem Hintergrunde das Geläufige in ein neues reicheres Licht rücken können. Ich würde es aber sehr begrüßen, wenn diese gemeinsame Betrachtung vorläufiger Kopien und der Originale zur Konstituirung kritisch haltbarer Textvorlagen führen könnte, die einmal, solange Vieles nicht gedruckt werden kann, Ihnen die ideale Grundlage für Kapitel Ihrer Arbeit und auch verlässliche Zitate geben

<sup>95</sup> Aufgrund des »Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« wegen der jüdischen Abstammung seiner Großmutter. Vgl. Zimmer an Alewyn, 29. August 1933, in: Heidelberg 1933 (wie Anm. 18), S. 114, Anm. 8.

<sup>96</sup> Zimmer an Alewyn, in: Heidelberg 1933 (wie Anm. 18), 20. August 1934, S. 123.

<sup>97</sup> Zimmer an Alewyn, in: Ebd., ca. Februar 1936, S. 134. Die Aufsätze Alewys waren erschienen in der Neuen Zürcher Zeitung, 15. Dezember 1935 (anlässlich der Veröffentlichung von Briefe I), und im JbFDH 1936, S. 293–320.

kann, uns aber das Material in einen reifen definitiven Zustand bringt, wenn auch nur sukzessiv, mit dem wir dann allmählich oder auf einmal losschießen können, wenn sich eine passende Form weiterer Nachtragsbände ergibt.<sup>98</sup>

Für den Band »Die Berührung der Sphären« kümmerte sich Zimmer gleich selbst um die Besprechungen und lieferte zusätzlich alle dafür nötigen Textbausteine mit. Das belegt ein langer Brief an die Romanistin Eva Mertens (1895–1981), in dem Zimmer, in der Absicht, seine Korrespondentin zu einer ausführlichen Rezension des Bandes zu bewegen, den weitgespannten Horizont all der geografischen, kulturellen und historischen Sphären Hofmannsthals in einer langen und kommentierten Aufstellung vor ihr ausbreitet. Seine Aufforderung: »Spannen Sie mich getrost vor Ihren schlanken Wagen. Fahren können Sie ja!« wurde von ihr genauestens befolgt. Sie übernahm in ihrem Artikel sämtliche von Zimmer aufgeführten Sphären in der Reihenfolge und oft im Wortlaut Zimmers.<sup>99</sup>

Bei einem anderen Vorhaben kamen Zimmers Interpretationsvorschläge oder gar Anweisungen zu spät, weswegen hier kein produktives Ergebnis entstand. Zimmer hatte Max Kommerell (1902–1944) bei seinem Kampf um die »Nachlese der Gedichte« ins Vertrauen gezogen. Nach anfänglicher Reserve gegenüber dem ehemaligen George-Jünger und seinem jugendlichen Selbstbewusstsein – »mit 27 Jahren freut man sich der angeblichen Meisterschaft des Sagen Könnens«<sup>100</sup> – hatte er größte Achtung und empfahl Kommerell dringend Steiner als Beiträger der »Corona«: Er »wäre idealer Nachwuchs neben Ihrer Gerontengarde [...] wohl der meist versprechende der Generation nach Nadler.«<sup>101</sup> Für den Gedichtband, an dessen Konzeption Kommerell schon mitbeteiligt war, bat er ihn um ein Nachwort. Aber gerade dort, wo Zimmer Unterstützung und Gewinn erhofft hatte, drohte Ungemach: Nachdem er mit großer Mühe »Frau Gerty« dazu überredet hatte, den ihr unbekannten Kommerell als Nachwortverfasser für den Band zu akzeptieren, musste er dann selbst Kommerells Nachwort ablehnen, das in luftiger, nicht

<sup>98</sup> Zimmer an Alewyn, in: Heidelberg 1933 (wie Anm. 18), ca. Februar 1936, S. 132f.

<sup>99</sup> Zimmer an Mertens, undatiert. In: HB 33 (1986), S. 38. Zimmers Brief S. 35–38, Mertens' Rezension S. 39–42. Die Rezension wurde allerdings wahrscheinlich nicht veröffentlicht, vgl. ebd., S. 27.

<sup>100</sup> Zimmer an Steiner, 23. Januar 1931, DLA, A:Steiner 74.4897/2, gedruckt in HB 33 (1986), S. 33.

<sup>101</sup> Zimmer an Steiner, undatiert (1933?), DLA, A:Steiner 74.4910/18.

ganz gelungener Hofmannsthal-Mimikry eine Art Prosagedicht darstellte, aber keinerlei informierende Orientierung gab. Es sei »eine Art Libellentanz mit funkelnden zitternden Flügeln über dem Spiegel mehr der Erscheinung dieses Dichters als der Eigenart dieser Nachlese, die ein erklärendes Nachwort verträgt.«<sup>102</sup> Zimmer formulierte seine Bedenken gegen das Nachwort in einem freundschaftlichen, sorgfältigen und ausführlichen Brief, der alle Informationen zusammenstellte, die Kommerell hätte liefern sollen, aber doch Klartext sprach: »[W]enn Sie nur nicht jeanpaulinisch selbstverliebt den Ariel spielen wollten und unversehens eine Art sublimstes Hoppelpoppel statt eines Nachworts geschrieben hätten!«<sup>103</sup>

Kommerell war trotz solcher starken Worte nicht beleidigt. Er schlug sogar Zimmers Brief oder gar beide Texte als Nachwort vor: »[D]ie Freude überwiegt (wie gesagt): diesen Anruf und Gegenruf zu besitzen.«<sup>104</sup> Aber Zimmer blieb seiner Abstinenz in Sachen Hofmannsthal-Publikationen treu und der Band erschien ohne Nachwort.

## 5. Zeitgeschichte Hofmannsthal im »Dritten Reich«

(Reichsschrifttumskammer, Bermann-Fischer Verlag, Bondi Verlag)

Zimmers editorische Leistung, seine Umsicht, seine moderne Position und vor allem seine Eile im Edieren des Nachlasses wird erst im ganzen Ausmaß erfassbar, wenn man sie vor dem politischen Horizont der Zeit sieht. Die Hofmannsthal-Editoren und -Interpreten hatten zum großen Teil jüdische Vorfahren – Borchardt, Steiner und Alewyn – oder sie waren »jüdisch versippt« wie Zimmer und Brecht.

Es erstaunt, wie wenig die Politik, die doch immer bedrohender wurde, in all den Briefen thematisiert wird, als gälte es, so lang wie möglich ein normales Arbeitsleben weiterzuführen und die beunruhigenden Zeitumstände auf Abstand zu halten.

<sup>102</sup> Zimmer an Kommerell, Anfang Februar 1934. In: HB 41/42 (1991/92), S. 29 und S. 35.  
<sup>103</sup> Ebd., S. 35.

<sup>104</sup> Kommerell an Zimmer, 7. Februar 1934. In: Ebd., S. 39.

Was Zimmer mit den »immer ungünstigeren Zeitläufsten«<sup>105</sup> noch euphemistisch bezeichnet, war ein Angriff auf die Substanz von Hofmannsthals Werk. Zunächst war nur die Textkonstitution erheblich erschwert durch die monetären Reisebehinderungen. Aber »die Lage im neuen Reich« wurde immer prekärer. Es ging um die prinzipielle Frage, ob Hofmannsthal überhaupt noch in Deutschland verlegt werden dürfe.<sup>106</sup> Ende 1936 emigrierte Gottfried Bermann Fischer mit einem Teil des S. Fischer Verlags nach Wien und nahm die Hofmannsthal-Bestände des Verlags mit in den neugegründeten Bermann-Fischer Verlag. Hofmannsthal war von der Reichsschrifttumskammer zunächst als »Halbjude« eingestuft worden, was bedeutete, dass seine Werke in Deutschland nicht mehr erscheinen durften. 1938 wurde ihm jedoch die Kategorie »Vierteljude« zugestanden, wie sie seiner Herkunft entsprach, mit der Begründung, dass die Herausgebertätigkeit Hofmannsthals »keinen jüdischen Charakter« trage, vor allem aber wegen der weiterhin häufig gespielten Strauss-Opern, die einen jüdischen Librettisten nicht ratsam erscheinen ließen. Nach dieser Neubewertung als »Mischling 2. Grades« interessierte sich der Bondi Verlag dafür, Hofmannsthals Gesamtwerk zu übernehmen und weiterhin in Deutschland zu verlegen.

Gleichzeitig verhandelte der Bermann-Fischer Verlag mit Hofmannsthals Erben, um nach dem Anschluss 1938 die Verlagsrechte von Wien nach Stockholm mitnehmen zu können.

Die Familie musste sich entscheiden und völlig unvorhersehbare Prognosen auf die Zukunft machen. Sollte man alles versuchen, Hofmannsthals Werke weiter im Reich publizieren zu können und ihm dadurch auch eine Leserschaft zu erhalten, oder sollte man aus ihm einen Exilautor machen? Noch ließ sich das Ausmaß und vor allem die Zeitspanne der kommenden Katastrophe nicht absehen. Es ist verständlich, dass die Erben zögerten, das Werk Hofmannsthals – wie es in der zynischen Formulierung der Reichsschrifttumskammer heißt – »dem jüdischen Nomadenleben zu überantworten.«<sup>107</sup>

<sup>105</sup> Vgl. Anm. 43.

<sup>106</sup> Vgl. zum Folgenden Irene Nawrocka, Verlagssitz: Wien, Stockholm, New York, Amsterdam. Der Bermann-Fischer Verlag im Exil (1933–1950). In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 53, 2000, S. 1–216.

<sup>107</sup> Ebd., S. 74: Brief der Abteilung III der Reichsschrifttumskammer an den Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda vom 29. Juni 1938.

Heinrich Zimmer war wegen seiner »jüdischen Versippung« 1938 von seiner außerplanmäßigen Professur in Heidelberg »freigestellt« worden und machte sich mit der Familie im März 1939 auf den Weg in die Emigration nach Oxford, dann in die USA. Erst im Juli 1939 konnte auch Gerty von Hofmannsthal nach England ausreisen.<sup>108</sup> Noch im Mai 1939 schrieb Heinrich Zimmer an Gottfried Bermann Fischer: »Wir möchten aber noch nicht daran verzweifeln, daß der Vertrieb des 1929 verstorbenen Autors im Reich bei einem geeigneten Verleger sich nicht doch in einem bestimmten Umfange aufrecht erhalten läßt [...].«<sup>109</sup> Es ist von heute her gesehen kaum vorstellbar, dass die Texte des Dichters, dessen gesamte Familie vertrieben worden war, bei einem deutschen Verlag geblieben wären. Aber dazu kam es auch nicht. Hofmannsthals Werk blieb bei Bermann Fischer, nur die Wiener Bestände waren nicht mehr zu retten, sie gingen an eine Ramschfirma verloren.<sup>110</sup> Der Nachlass wurde aufgeteilt: Die englischen Erben (Gerty und Raimund von Hofmannsthal) übernahmen das Briefarchiv, die amerikanischen (Christiane und Heinrich Zimmer) die Werkmanuskripte.<sup>111</sup>

Auch noch im Exil versuchte Zimmer, neben allen Integrations- und Berufsbemühungen, sich um die Nachlasseditionen seines Schwiegervaters zu kümmern. Den dritten Band der Briefe (1910–1920), an dem er noch in Amerika arbeitete, konnte er nicht mehr abschließen. Aber bis zu seinem überraschenden frühen Tod am 20. März 1943 setzte er unabirrt um die politische Weltlage die Arbeit fort, zu der ihn eine »wunderbare Fügung« berufen hatte. In einem der letzten Briefe an Mila Esslinger schreibt er:

ich weiß nicht, wann jemals ich die Dinge, an denen ich wirklich mit Freude hänge, werde zu Ende machen können, aber ich sehe dem ganz gleichmütig zu, denn das hat das Leben mir ja auch niemals versprochen ... mit wievielen Fragmenten schönster Möglichkeiten ist das Leben und Werk H[ofmannsthals] bestreut ... »daß Knospen nicht Blüten werden, das –

<sup>108</sup> Ebd., S. 79.

<sup>109</sup> Ebd., S. 78.

<sup>110</sup> Ebd., S. 81; s. auch die ausführliche Darstellung der Vorgänge ebendort.

<sup>111</sup> Konrad Heumann, Nachlass/Editionen/Institutionen. In: HH, S. 401–406, hier S. 401.

kommt vor ...«, sagt Confucius, »daß Blüten nicht zu Früchten werden, das kommt vor [...].«<sup>112</sup>

Auch wenn ihn – wie viele Emigranten – die kulturelle Zukunft Europas bedrückte, behielten diese Gelassenheit und ein zukunftsgerichteter Blick die Oberhand. In Bezug auf seine Arbeit an und für Hofmannsthals schrieb er 1940 an Edgar Salin:

Bei jeder Veröffentlichung aus dem Nachlaß [Hofmannsthals] habe ich mich gefragt, welcher Nachwelt zum Genusse ich diese zartbemalten Scherben bot und kittete«, und weiter: »Ich bin auch bei einiger Resignation ganz optimistisch, daß ein Wesenhaftes, Substantielles aus uns in der Zeit Geborenes ganz unwillkürlich den Boden finden wird, wo es wachsen kann.<sup>113</sup>

Die von Zimmer herausgegebenen Bände entsprechen nicht heutigen textkritischen Anforderungen. Aber sie haben es ermöglicht, Hofmannsthals facettenreiches Schreiben aus dem Korsett des kanonischen Frühwerks zu befreien und seine Vielfalt bekannt zu machen, und dies in einer bedrängten Zeit und im Wettlauf mit einer Bedrohung nicht nur für die Werke Hofmannsthals, sondern für Leib und Leben der Familie. Diese beeindruckende Leistung ist Katastrophen abgerungen.

<sup>112</sup> Zimmer an Mila Esslinger. In: Briefe aus dem Exil. Aus der Korrespondenz von Heinrich Zimmer 1939–1943. Hg. von Maya Rauch und Dorothee Mußgnug. In: Heidelberger Jahrbücher 35, 1991, S. 219–243, hier S. 229.

<sup>113</sup> Ein Brief Heinrich Zimmers über den Zustand Europas und das Exil. Mitgeteilt von Martin Stern. In: HJb 16, 2008, S. 69f.